



**TÜBINGER ARCHÄOLOGISCHE
TASCHENBÜCHER**

3

**Peter F. Biehl,
Alexander Gramsch, Arkadiusz Marciniak (Hrsg.)**

Archäologien Europas/ Archaeologies of Europe

**Geschichte, Methoden und Theorien/
History, Methods and Theories**

WAXMANN

Archäologien Europas /
Archaeologies of Europe

Tübinger Archäologische Taschenbücher

herausgegeben von
Manfred K. H. Eggert
und Ulrich Veit

Band 3



Waxmann Münster / New York
München / Berlin

Archäologien Europas / Archaeologies of Europe

Geschichte, Methoden und Theorien /
History, Methods and Theories

Herausgegeben von Peter F. Biehl,
Alexander Gramsch und Arkadiusz Marciniak



Waxmann Münster / New York
München / Berlin

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Archäologien Europas : Geschichte, Methoden und Theorien

= Archaeologies of Europe / hrsg. von Peter F. Biehl

– Münster ; New York ; München ; Berlin: Waxmann, 2002

(Tübinger archäologische Taschenbücher ; 3)

ISBN 3-8309-1067-3

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Alexander von Humboldt-Stiftung

Tübinger Archäologische Taschenbücher, Band 3

ISSN 1430-0931

ISBN 3-8309-1067-3

© Waxmann Verlag GmbH, 2002

Postfach 8603, D-48046 Münster, F. R. G.

<http://www.waxmann.com>

E-Mail: info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Kommunikationsdesign, Ascheberg

Umschlagzeichnung: Holger Singowitz (nach einem Motiv vom
unteren Tor von Schloss Hohentübingen aus dem frühen 17. Jh.)

Druck: Runge GmbH, Cloppenburg

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, DIN 6738

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ULRIKE SOMMER

Deutscher Sonderweg oder gehemmte Entwicklung? Einige Bemerkungen zu momentanen Entwicklungen der deutschen Archäologie

Vor kurzem versuchte ich im Rahmen einer Übung über das Neolithikum, den funktionalistischen Kulturbegriff zu erklären. Die Blicke der Studenten wurden glasig bis abwesend. Es war offensichtlich, dass ein Thema, das mich ziemlich interessierte und dessen Fehlen ich während des Studiums in Deutschland immer heftig beklagt hatte, nicht gerade auf großes Interesse stieß.

Nun kann nicht unbedingt vorausgesetzt werden, dass jeder mein Interesse an theoretischen und sozialanthropologischen Fragestellungen teilt. Vielleicht hat Hermann Behrens (1999, 66) ja recht, wenn er behauptet, es reiche durchaus, wenn sich 10 % der Kollegen mit Fragen der Theorie befassen.

Von diesem Gedanken nur unzureichend getröstet, ging ich zur Typologie der Bandkeramik über, ein Thema, das, wie ich feststellen konnte, weder mich noch die Studenten besonders interessierte, und abends bekam ich eine Sinnkrise.

Solche Erfahrungen werden den Kollegen sicher nicht völlig fremd sein. Ich berichte deshalb darüber, weil sie mir einigermaßen symptomatisch für die aktuelle Situation in Deutschland zu sein scheinen. Nach einer langen Periode weitgehender „Theorieabstinenz“, um nicht zu sagen Theoriefeindlichkeit (Härke 1991; Eggert 1994), hat in den letzten Jahren eine gewisse personelle Verankerung auch dieses Forschungsinteresses in den Universitäten stattgefunden, vor allem, aber nicht nur, über den akademischen Mittelbau. Während zu meinen Studienzeiten Veranstaltungen zur Theorie weitgehend fehlten oder von den Studenten durchgesetzt werden mussten (teilweise während der großen Unistriks Anfang der 1990er als autonome Tutorien organisiert) und vielfach der Weg über den Kanal die einzige Möglichkeit schien, um sich über diese Themen zu informieren, richtet sich das studentische Interesse inzwischen offenbar eher auf scheinbar sichere Fakten als auf Erklärungsmuster. Bestenfalls sind Fragen „der“ Theorie ein Thema wie jedes andere auch.

Abgesehen von den üblichen Zweifeln an der eigenen Fähigkeit, Inhalte zu vermitteln, und den Klagen über die „Studenten von heute“ begann ich mich zu fragen, welche Inhalte denn überhaupt sinnvoll wären. Bedenkt man die hohe Quote von Studienabbrüchen und die nicht gerade guten Berufsaussichten im Fach, kann man sowohl beim funktionalistischen Kulturbegriff als auch der bandkeramischen Stufengliederung füglich bezweifeln, dass sie den Studenten in ihrem weiteren Leben – als Bankkauffrau oder Taxifahrer? – unbedingt direkt von Nutzen sein werden.

Peter Fowler sagte einmal in einem Vortrag, letztlich komme es ihm in der Ausbildung weniger auf die Vermittlung bestimmter Inhalte an als darauf, den Studenten die Grundsätze wissenschaftlichen Denkens zu vermitteln – eine Fähigkeit, die bei jeder späteren Tätigkeit von Nutzen sein sollte.

Die deutsche akademische Ausbildung wird jedoch immer noch als die Ausbildung von Wissenschaftlern verstanden (s. die Antworten auf die DGUF-Umfrage, Grundkurs Göttingen 1996 und folgende; Ament 1997). Vermittelt werden hauptsächlich Fakten (Materialkenntnis); die Methodik, das, was als der korrekte Umgang mit dem Fundmaterial und die korrekte Art, Ergebnisse darzustellen gilt, wird vor allem durch Nachahmung erlernt. Diskussionen darüber, was als korrekte Fragestellung zu gelten hat und mit welcher Begrifflichkeit zu arbeiten ist, bzw. deren definitorische Abgrenzung, fehlen dagegen fast völlig. Um ein altes Schlagwort aufzugreifen: Die deutsche Archäologie befindet sich noch weitgehend in einer vor-paradigmatischen Phase.

Bis vor wenigen Jahren war eine solche rein akademische Ausbildung noch problemlos möglich. Die Professoren vermittelten ihr jeweiliges Spezialgebiet; um sich eine Übersicht über das Fach anzueignen, war ein mehrfacher Universitätswechsel notwendig, und die Planung des Ausbildungsganges war Aufgabe des Studenten, nicht des Dozenten. Akademische Freiheit in Reinkultur also, was für die Studenten allerdings auch eine hohe Gefahr des Scheiterns einschloss.

Während immer noch ein hohes Selbstbild herrscht, wird die Dauerkrise der deutschen Hochschulbildung aber inzwischen immer offensichtlicher. Die „Abnehmer“, also hauptsächlich Landesämter und zunehmend Grabungsfirmen beklagen den mangelnden Praxisbezug der Ausbildung, und die Bildungspolitiker sehen die langen Studienzeiten und die fehlende wirtschaftliche Verwendbarkeit der Absolventen zunehmend kritisch. Die Pläne, nach (angeblich) amerikanischem und britischem Vorbild einen BA-Studiengang einzuführen, verraten immerhin zwar, dass den Verantwortlichen klar ist, dass nicht allen Studenten eine wissenschaftliche Laufbahn offensteht, jedoch noch nicht, wofür sie denn dann ausgebildet werden sollen.

Die im Zusammenhang mit einer geplanten Hochschulreform gebrauchten Schlagworte Evaluierung, Verschlinkung und Schwerpunktbildung bedeuten unter dem Strich hauptsächlich: Einsparung und Schließung. Von solchen Maßnahmen sind vor allem die Geisteswissenschaften und hier vor allem die kleinen Fächer betroffen – der üblich gewordene Ausdruck „Orchideenfächer“ belegt schon, wie man ihren praktischen Stellenwert einschätzt. Wie die schon erfolgte Schließung in Rostock und die Pläne zur Schließung auch großer Universitätsinstitute z. B. in Berlin oder Freiburg zeigen, steht das Fach unter einem hohen Rechtfertigungsdruck.

Es ist abzusehen, dass unter diesen Bedingungen wissenschaftliche Exzellenz allein nicht mehr ausreichen wird, auch wenn die Netzwerke in den Gutachtergremien natürlich noch auf längere Sicht intakt sind. Wenn ein einer übermäßig kritischen Sicht auf das Fach sicher unverdächtiger Wissenschaftler wie Peter Schauer (1999, 144) eine Umorientierung der Archäologie in Richtung „*live sciences*“ und interdisziplinärer Zusammenarbeit fordert, um sich „begründet unter jene universitären Grundlagenfächer einzureihen, deren zukunftsorientierte wissenschaftliche Fragestellung und Methodik das Profil der jeweiligen Hochschulen prägen“, so zeigt dies, dass das Bewusstsein der Krise doch schon weit vorgedrungen ist.

Eine Krise wird auch für andere Bereiche der Archäologie postuliert. Auch das Museum als Bildungsinstitution und Forschungseinrichtung befindet sich unter zunehmendem Rechtfertigungs- und damit absehbar auch Finanzdruck (Schmidt 2001). Die traditionelle Zielgruppe, der klassische Bildungsbürger, dürfte inzwischen zu den bedrohten Arten zählen, und während das positive Image der Archäologie ungebrochen ist (und sei es in Verbindung mit Indiana Jones und Lara Croft) zieht es die Angehörigen der Erlebnisgesellschaft (Schulze 1993) nicht unbedingt in die klassischen Vitrinen-Museen (Schmidt / Wolfram 1993; Sommer 1998; Schmidt 2001). Ob sich die an wissenschaftlichen Kriterien orientierten archäologischen Freilichtmuseen gegen die Flut billiger Nachahmungen durchsetzen können, scheint ebenfalls einigermaßen fraglich (Schmidt 2000).

Es gibt Reaktionen. Stellen werden, Gerüchten zufolge, teilweise schon nach Marktingerfahrung und nicht mehr nur nach rein akademischen Meriten besetzt, und plötzlich sind in den Museen Besucherzahlen alles und bestimmten (alle) Inhalte. Aber es herrscht eher blinde Panik als dass an einem gezielten Konzept gearbeitet wird. Statt zu überlegen, wie man sich der veränderten Situation anpassen kann, werden plötzlich alle hehren wissenschaftlichen Inhalte über Bord geworfen.

Auch im Bereich der Denkmalpflege scheint mir – aus der Außensicht –, dass die Universitäten nur zögernd auf aktuelle methodische Probleme, wie sie z. B. Rettungsarchäologie, die Einschätzung des archäologischen Potenzials (s. Beitrag Kunow; Duke 2000) und lineare Projekte aufwerfen, reagieren.

Wenn auch die deutsche Archäologie ein besonders erschreckendes Beispiel dafür bietet, wie prähistorische Forschungen politisch bzw. propagandistisch verwendet werden können, und mit welcher absoluten Skrupellosigkeit Forscher die ihnen gebotenen Möglichkeiten ausnutzen – und daher weigere ich mich, hier von Missbrauch oder Instrumentalisierung der Archäologie zu reden (Leube im Druck; siehe auch Halle / Schmidt 1999) –, ist die Frage nach den Vorfahren, der Versuch, die eigene nationale Geschichte bis in die schriftlose „Urzeit“ zu verlängern, sicher eine der Wurzeln zumindest der europäischen Archäologie. Kořakowski (1995) hat den Glauben an einen spezifischen Volksgeist, das historische Gedächtnis (Geschichtsschreibung und populäre Mythen), die Antizipation (Zukunftsorientierung), das Territorium („die natürliche Landschaft und physische Artefakte, die diese umgestalten“) und einen benennbaren Anfang (Gründungslegenden und Stammväter) als die grundlegenden narrativen Konstruktionselemente nationaler Identität herausgearbeitet (s. auch Wodak 1998, 61-71; Hall 1994). Und zu fast allen diesen Punkten kann und hat die Archäologie etwas beigetragen, und dies nicht nur in Deutschland. Es war der Schwede Oskar Montelius (1885) – und nicht etwa Gustaf Kossinna –, der als erster die Vorfahren seines Volkes (archäologisch) bis in die Steinzeit zurückzuverfolgen suchte.

Eine der frühen Bezeichnungen für Vorgeschichte ist nicht umsonst „Vaterländische Altertumskunde“. Spätestens seit den 1840er Jahren versuchte man in Deutschland – und in anderen europäischen Ländern – systematisch eine ethnische Zuordnung von Bodenfunden. Die Frage „germanisch oder keltisch“ (z. B. Lindenschmidt / Lindenschmidt 1848) im Westen und „germanisch oder slawisch“ im Osten (Preusker 1840) wurde der Gegenstand heftiger Diskussionen, die teilweise einen explizit tagespolitischen Bezug aufwiesen (Böhner 1969; Sommer 2000). Im Gegensatz zum 18. Jahrhundert, wo die jeweiligen Funde, sofern man sie denn als Artefakte erkannte, dem

jeweils ersten historisch überlieferten Volk zugeschrieben wurden, führte diese Frage nun zu einer methodischen Entwicklung im Fach, indem etwa das Prinzip der Fundvergesellschaftung erkannt wurde und bereits sehr früh die Forderung nach methodischer Fundvorlage (Vaterländische Topographie, z. B. Preusker 1857) erhoben wurde.

Ob der frühe Sieg des „germanozentrischen Geschichtsbildes“ in Deutschland, im Gegensatz etwa zu Großbritannien und Frankreich, wo jeweils mehrere potentielle „Urvölker“ zur Auswahl standen, einen Einfluss auf die weitere Entwicklung hatte, ist zu untersuchen. Hier wäre insbesondere ein Vergleich mit Dänemark oder Schweden mit ihrer ebenfalls entschieden monoethnischen Vergangenheitskonstruktion instruktiv.

Die unter Kossinna erfolgte Abwendung von Ethnologie und Anthropologie (Grünert 1998), die unter dem Einfluss Rudolf Virchows praktiziert worden waren, schnitt die deutsche Archäologie von der Verbindung mit Nachbarwissenschaften ab, die sich stärker mit Systemen als mit Artefakten beschäftigten.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges war für die westdeutsche Archäologie die Suche nach nationalen oder völkischen Ursprüngen als zentrales Forschungsinteresse nicht mehr opportun. Auch die scheinbar neutralere Frage nach „unseren Vorfahren“ mit ihrer implizit essentialistischen Geschichtssicht bildete keinen Teil des zumindest wissenschaftlichen Diskurses mehr, was freilich dazu führte, dass in der „populären Archäologie“ relativ unbekümmert auf Vorlagen aus der Kossinna- und Reinerth-Tradition zurückgegriffen wurde. Ich habe noch aus Schulbüchern gelernt, in denen umgezeichnete Karten mit der Verbreitung der „Germanen der Bronzezeit“ verwendet wurden.

Dass die Vermeidung jedweder inhaltlichen Auseinandersetzung mit der Begrifflichkeit der nationalistischen und völkischen Archäologie zu einer methodischen Abstinenz führte, ist ausreichend diskutiert worden. Das Kossinna-Syndrom (Smolla 1980) führte auch zu einer „begrifflichen“ Sprachhygiene: Die Wörter „Volk“ und „Stamm“ waren weitgehend tabu, aber obwohl z. B. der Kulturbegriff sicher zu den am meisten diskutierten Fachtermini gehört, konnten unter diesem dünnen Deckmantel implizit ethnische Deutungen relativ ungestört weiterleben (Wotzka 1993). Eine Historisierung archäologischer / historischer Termini blieb völlig aus (s. Eggert 1991).

Die Vorbehalte gegen explizit ethnische Deutungen lassen allmählich wieder nach, wie zum Beispiel die Ausstellung „Der Keltenfürst von Hochdorf“ signalisierte, wo die Kontinuitätsmethode Kossinnas wenn nicht bis in das Mesolithikum, so doch zumindest wieder innerhalb der Eisenzeit angewendet wurde. Zudem gibt es Versuche, die ethnische Deutung positiv zu wenden und zur Stützung des nun positiv besetzten Europabegriffs zu verwenden. Dass die Gefahr im Mittel, nicht im Ziel liegt, wird hier, bezeichnend genug, verkannt (Gramsch 2000).

Ebenfalls prägend dürfte im Gefolge der Ächtung H. Reinerths die Vernachlässigung naturwissenschaftlicher Ansätze sein, wie dieser sie auch sehr öffentlichkeitswirksam praktiziert hatte (Strobel 1999; Strobel im Druck). Während die Luftbildarchäologie schon in den 1930ern systematisch eingesetzt wurde (Hansa Luftbild 1938), kam diese Forschung eigentlich erst wieder Ende der 1970er Jahre in Gang. Diese Berührungsängste gegenüber den Naturwissenschaften (gefördert natürlich auch durch die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften in der Gymnasialausbildung) und der Rückzug auf eine rein antiquarische Arbeitsweise dürften zum Beispiel auch zu

der langen Ablehnung der Radiokarbonmethode beigetragen haben, die anderswo die Archäologie sehr viel schneller aus dem Korsett rein chronologischer Fragestellungen befreite. Nun stammt der Ausdruck der „zwei Kulturen“, der unverbunden nebeneinander stehenden natur- und geisteswissenschaftlichen Denkweise, zwar aus England (P. Snow), wurde hier aber früher überwunden, wenn vielleicht auch nur durch den historischen Zufall eines Evaluationssystems, das naturwissenschaftliche Universitäts-einrichtungen höher bewertete als rein geisteswissenschaftliche. Das beste Beispiel einer Integration von Archäologie und Naturwissenschaft boten die Niederlande, aber dieses Vorbild scheint in Gegenden mit „besseren“ Funden kaum wirksam gewesen zu sein.

Wenn so die Archäologie ihre Aufgabe in der nationalen Legitimation zumindest teilweise verloren hatte, konnte sie im Wirtschaftswunder-Deutschland doch eine andere ideologische Nische finden. Großgrabungen, Forschungsprojekte und Großausstellungen illustrierten den Mythos der Machbarkeit, der Gründlichkeit und der unbegrenzten Möglichkeiten der Forschung, denen sich auch die Rätsel der Vergangenheit nicht entziehen konnten – „Vorsprung durch Technik“, wie das S. Wolfram (2000) treffend charakterisiert hat. Die widerspenstige Vergangenheit wurde durch genaueste Katalogisierung und Klassifizierung gezähmt und dem Fortschritt dienstbar gemacht (Foucault 1974). So wurde auch sichergestellt, dass hier keine Gespenster mehr lauern konnten.

Die Archäologie versuchte nun nicht mehr, Geschichte zu schreiben; mit Völkern an Stelle handelnder großer Persönlichkeiten, sondern eher die Welt der Vergangenheit in bunten Warenhauskatalogen zu beschreiben. Schätzen und Gold nach außen standen die „kiloschweren Produkte deutscher Gelehrsamkeit“, wie sie ein britischer Rezensent einmal ironisch nannte, die großen Katalog- und Sammelwerke nach innen gegenüber, die wissenschaftliche Objektivität und eine enge Kontrolle der Vergangenheit garantierten.

Die alten Begrifflichkeiten und Fragestellungen waren nicht mehr zu gebrauchen, nach neuen wurde nicht systematisch Ausschau gehalten – die große Zeit des Positivismus war angebrochen. Archäologie blieb größtenteils im Rahmen der Geschichtswissenschaft, verstand sich aber meist als das hässliche kleine Schwesterlein, dem eine breite Quellenbasis und schriftliche Überlieferungen versagt blieben. Das von L. Binford (1962) eingeleitete Zeitalter neuen archäologischen Selbstbewusstseins, das trotz des Schlachtrufes „*archaeology is anthropology or it is nothing*“ eindeutig auf eine methodisch selbstständige Archäologie hinauslief, und die durch Schiffer et al. (zusammenfassend Schiffer 1987) eingeleitete Entwicklung einer archäologischen Theorie mittlerer Reichweite wurden m. E. in der deutschen Archäologie schon deshalb nicht rezipiert, weil die ihnen zugrunde liegende Fragestellung nach der Funktionsweise von Kultur und den Mechanismen des Kulturwechsels schlicht als nicht relevant wahrgenommen wurde. Der Übergang von Stufe A nach Stufe B galt, böseartig gesagt, als Produkt des Formenwechsels von Fibeln oder Lanzenspitzen. Kultur als „*man's extrasomatic means of adaption*“ musste unverständlich bleiben, solange Kultur immer noch implizit als materieller Ausdruck einheitlichen Volkstums galt.

Es mag zudem eine Rolle gespielt haben, dass die bekannteste Theorie, die einen explizit evolutionistischen Ansatz vertrat und Bewegungsgesetze der menschlichen Kulturentwicklung postulierte, der historische Materialismus, natürlich im Gefolge des

kalten Krieges in der westdeutschen Geschichtswissenschaft absolut verpönt war und sich auch nach 1968 nur sehr langsam und an wenigen Universitäten als akademisch akzeptierte Methode etablieren konnte. Das machte auch die New Archaeology verdächtig, auch wenn es Lewis Binford vermutlich eher amüsieren würde, in eine politisch linke Ecke gestellt zu werden. Wie der Großteil der westdeutschen Geschichtswissenschaft stand man zudem auch der vermeintlich linken Soziologie misstrauisch und ablehnend gegenüber. Auch das Problem der Modellbildung und Systemtheorie kamen aus einer fremden Denktradition, die man problemlos ignorieren konnte.

Hier spielten zudem sicher auch die Rekrutierungsmechanismen der jeweiligen Fächer eine Rolle: politisch progressiv eingestellte Studenten studierten eher Soziologie oder Ethnologie als die verstaubten Altertumswissenschaften.

Spätestens seit der Ölkrise und dem Beginn der Umweltdiskussion ist die Faszination dieser Machbarkeitsideologie gebrochen, jedoch ohne dass die Archäologie deutlich darauf reagiert hätte. Umwelt- und Landschaftsarchäologie, in den Niederlanden und Großbritannien schon weitaus länger praktiziert, erscheinen erst mit großer Verspätung als Schlagworte (Lüning 1997; Schade 2000), und es scheint bisher kaum gelungen zu sein, diese Forschungsrichtung und die Relevanz der Archäologie für solche Fragen in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu bringen.

Womit wir wieder beim Thema der Krise wären: Meine These ist, dass es gerade das Theoriedefizit der Archäologie ist, das ihren Ruf als Orchideenfach festigt, auf das man in Zeiten knapper Kassen getrost verzichten kann. Archäologie ist – erfreulicherweise – keine hervorragend nationale Wissenschaft mehr, aber sie scheint weder wesentliches zu den Problemen der Gegenwart sagen zu können noch überhaupt am allgemeinen kulturwissenschaftlichen Diskurs teilzunehmen.

Neben solchen allgemeinen Tendenzen sollten jedoch die strukturellen Faktoren nicht vergessen werden, die auf die Entwicklung der deutschen Archäologie Einfluss hatten und die im folgenden kurz zusammengefasst werden sollen:

- Das deutsche Universitätssystem förderte eine starke Autoritätsstellung der Ordinarien (Plessner 1959), die im positiven Sinne schulenbildend wirkten, also Langzeit-Forschungstraditionen begründeten, negativ aber „Abweichungen“ effektiv verhindern konnten, indem Nachwuchswissenschaftler mit andersartigen Ansichten keine Stellen bekamen und das Fach oder das Land verließen, sofern sie nicht anderswo eine Nische für sich finden konnten.
- Indem die Ordinarien meist lange auf einer Stelle bleiben, haben sie die Möglichkeit, ihr spezielles Forschungsinteresse zu etablieren und Generationen von Schülern auf die entsprechenden Fragestellungen anzusetzen. In diesem Zusammenhang war das wachsende Ausmaß der Prüfungsarbeiten – durch die Einführung des MA nicht gebremst sondern noch gefördert –, das man erst seit wenigen Jahren wieder auf ein vernünftiges (und durch die Prüfungsordnungen eigentlich auch vorgeschriebenes Maß) zurückzustutzen versucht, sicher keine zufällige Entwicklung.

- Die Habilitation wirkt als zusätzliche Hürde in der akademischen Laufbahn, die jüngere akademische Lehrer relativ lange in einer Situation der Abhängigkeit belässt (s. Karlsson 1998) und zudem „gründliche Forschung“ zulasten „brillanter Ideen“ fördert;
- Die durch die Entwicklung des Faches (rasanter Ausbau im Nationalsozialismus) und den 2. Weltkrieg bedingte Altersstruktur der deutschen Universitätslehrer erschwerte für ganze Forscher-Kohorten den Zugang zu Universitätsposten und damit auch einen natürlichen Ablöseprozess (Narr 1990; Pape im Druck).
- Innerhalb des Faches Vor- und Frühgeschichte besteht eine starke Vernetzung der Stelleninhaber, durch die das herrschende Paradigma (wenn man es denn mit einem so hochtrabenden Namen belegen will) flächendeckend an allen Universitäten vertreten war, eine Situation, die sich momentan zu ändern beginnt.
- In der deutschen akademischen Tradition insgesamt waren und sind Jugend und unabhängiges Denken der Karriere eher hinderlich. Außerdem fehlt in der Vor- und Frühgeschichte eine echte Streitkultur. Wer die Ausfälle Kossinnas gegen seine Kollegen gelesen hat, kann verstehen, warum man in der deutschen Archäologie scharfer Polemik abgeneigt ist, aber die britische Tradition, höflich und freundlich anderer Ansicht sein zu können (auch dies hat natürlich seine Grenzen), die vielleicht auf die immer noch homogenere Klassenstruktur der britischen Intellektuellen zurückgeht, fehlt der deutschen Archäologie oder wohl auch der Geschichtswissenschaft. Natürlich ist auch dies teilweise ein Ausfluss der Theoriefeindlichkeit: Wenn ich ein Argument nicht rational widerlegen kann, oder die Methodik dieser Widerlegung von dem Opponenten nicht anerkannt wird, müssen alle Meinungsverschiedenheiten in *ad-hominem*-Argumenten enden (s. Thompson 1956; Binford / Binford 1968).
- Das deutsche Ideal der akademischen Freiheit, auch wenn sie nicht ursprünglich so gemeint war, führte auch dazu, dass die wissenschaftlichen Leistungen eines Universitätslehrers nicht evaluiert wurden, jedenfalls in der „guten Alten Zeit“, die inzwischen sehr deutlich zu Ende geht. Während diese Situation gründliche Forschung ermöglichte – im Gegensatz zu der US-amerikanischen „publish or perish“-Mentalität, mit der sie gerne kontrastiert wird –, förderte sie nicht gerade einen schnellen Ideenaustausch.
- Die meisten deutschen Vorgesichtsinstitute sind Teil der historischen Fakultäten. Damit verlief auch die Theorieentwicklung unter Einfluss der Geschichtswissenschaft. Diese hat sich jedoch in Deutschland überwiegend als partikuläre Tatsachendarstellung verstanden, als Erzählung geschichtlicher Abläufe. Methodisch wurde die stolze Tradition der Quellenkritik gepflegt, aber ansonsten herrschte in den alten und konservativen Universitätsinstituten immer noch der Historismus – Verstehen, nicht Erklären war das Ziel. Durch die Anlehnung an eine überwiegend narrativ orientierte Disziplin fehlte die Begrifflichkeit, um sich über Gesellschaft und Gesellschaftsentwicklung verständigen zu können. Ansätze aus der Ethnologie oder Sozialwissenschaft wurden ignoriert oder für die Vorgeschichte – aus welchen Gründen auch immer – als nicht relevant angesehen.

- Dazu kam der Glaube, bei der Vorgeschichte (oder auch der Geschichte) handle es sich um eine additive Wissenschaft, bei der jeder Forscher auf den Schultern seiner Vorgänger stand (ob es nun Zwerge auf den Schultern von Riesen waren oder umgekehrt) und so nach und nach einen Schatz des Wissens anhäufte, der allmählich – wegen der schlechten Quellenlage natürlich nur *sehr* allmählich – zu einer gesicherten Deutung führen werde. In Verbindung mit den Autoritätsstrukturen des Faches führte dies zu einer eklektischen Aufnahme einzelner Ansätze, die sofort in den Kanon der gesicherten Erkenntnisse eingingen und nie diskutiert wurden. So entstand ein Fundus nie hinterfragter, aber auch nie wirklich begründeter Interpretationen, die Modelle zu nennen übertrieben wäre.
- Schließlich war die deutsche Archäologie groß, reich und selbstbewusst, schöne Funde, große Ausgrabungen und große Korpora auf 150 g-Papier garantierten Anerkennung, auch im internationalen Rahmen. Anstrengungen auf anderen Sektoren waren nicht notwendig, es gab ja genug „wirklich Wichtiges“ zu tun. H. Behrens (1999, 65) verdanke ich folgendes Zitat: „Diese neue Bewegung in Amerika hängt natürlich mit der Spärlichkeit des präkolumbischen Materials zusammen. ... Enttäuscht von der Kargheit ihrer Befunde, suchen amerikanische Archäologen Zuflucht bei Theorie und Methodologie und schlagen die Zeit damit tot, über die Erhellung kultureller Prozesse und die Aufstellung von Gesetzen kultureller Dynamismen zu schwatzen“: erstaunlicherweise nicht die Aussage eines deutschen Forschers, sondern des Briten Glyn Daniel. Was H. Behrens zustimmend zitiert, würde ich ins Negative kehren wollen: schöne Funde verderben die Methode.
- Deutsch war anerkannte Wissenschaftssprache, im Gegensatz zu den Angehörigen kleinerer Nationen musste die Entwicklung im Ausland nicht unbedingt zur Kenntnis genommen werden.

Die Frage im Titel ist vielleicht etwas zu dramatisch geraten. Insgesamt ist es wohl eine Mischung aus gesellschaftlichen Trends und historischen Akzidenzien, die zu der gegenwärtigen Situation geführt haben.

Seit Anfang der Neunziger kam es allerdings zu einer Reihe von Veränderungen. Durch die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte e.V. entstand mit den *Archäologischen Informationen* ein Publikationsorgan, in dem eine echte Diskussion aller Aspekte des Faches möglich war. Dazu kamen ab dem Ende der 1980er Jahre neue, billige und schnelle Publikationsmöglichkeiten, die das Meinungsmonopol im Fach brachen. Die Kommunikationsmöglichkeiten im Internet, die zunehmend zu einer größeren Vernetzung und schnelleren Informationsverbreitung führen, dürften diese Entwicklung noch deutlich verstärken.

Durch Auslandsstudien, vor allem in Großbritannien, die Studenten mit der dortigen Theoriediskussion, vor allem aber auch mit einem anderen, studentenzentrierten Ausbildungssystem vertraut machten, wurden Anregungen ins Fach getragen, die sich in der inhaltlichen Diskussion in einer verstärkten Rezeption britischer Ansätze auswirkten (s. z. B. Eggert / Veit 1998), aber auch zu einer Diskussion über die akademische Ausbildung anregten (z. B. Arbeitskreis archäologische Perspektiven 1993). Mit der

Gründung der Theorie-AG 1990 etablierte sich ein Forum, das immer wieder theoretische Fragen aufgriff und auch in einem größeren Rahmen darstellte (eine Zusammenfassung der Aktivitäten findet sich im Rundbrief Theorie-AG 2001/2 und unter <http://www.theorie-ag.de>); das Netzwerk archäologisch arbeitender Frauen (<http://www.femarc.de>) brachte immer wieder Fragen der Gender-Archäologie in die Diskussion; und mit dem Treffen der „Großen Familie“ 1988 in Kiel begann der Versuch, bundesweite Studententreffen zu etablieren. Auch die oben geschilderte Krise der deutschen Archäologie dürfte das Interesse an einer Grundlagendiskussion insgesamt erhöht haben. In den letzten Jahren sind eine Reihe von Publikationen erschienen, die sich dezidiert mit Fragen archäologischer Theorie befassen und auch einen einfachen Einstieg in die Diskussion ermöglichen (z. B. Bernbeck 1997; Eggert / Veit 1998; Kümmel / Müller-Scheeßel / Schülke 1999; Härke 2000; Gramsch 2000 a; Eggert 2001). Einen Überblick über einzelne Artikel zu geben, würde inzwischen – erfreulicherweise – den Rahmen des Beitrages völlig sprengen (s. hierzu Gramsch 2000 a, 3).

Jüngere Publikationen, insbesondere Qualifikationsarbeiten zeigen, dass verstärkt theoretische Fragestellungen aufgegriffen werden. Allerdings herrscht auch hier ein eklektischer Zugang vor. Einzelne Ansätze werden herausgepickt und in einer Materialvorlage eingearbeitet. Während dies oft zu sehr interessanten Ergebnissen führt und der Erprobung der dem Material innewohnenden Möglichkeiten dient, besteht m. E. doch die Gefahr, dass methodisch nicht ausreichend überprüfte Ansätze ohne gründliche Kritik als allgemeingültig übernommen werden. Vielleicht müssen wir lernen, weniger behutsam, wenn auch immer noch höflich, mit den Ideen anderer umzugehen. Nur aus einer kritischen Diskussion der Grundlagen können sich eine spezifisch archäologische Begrifflichkeit und tragfähige Theorien mittlerer Reichweite entwickeln, die unserem Fach immer noch weitgehend fehlen. Das ist allerdings eine langwierige Aufgabe. Die Organisation der Forschung, die in Drei- oder Fünfjahrespackungen arbeitet und daher eine Vertiefung meist nicht zulässt, steht dem eher entgegen.

Nachdem sich die britische Forschung in einer eher langweiligen „neuen Orthodoxie“ festgefressen hat und man z. B. bei den jährlichen Tagungen der TAG eigentlich nur noch erfährt, welcher Philosoph denn dieses Jahr gerade in Mode ist, müssen wir – „*archaeologies east*“ – aber wohl daran arbeiten. Anregungen von außen – „*archaeologies west*“ – scheinen in absehbarer Zeit nicht mehr zu erwarten zu sein.

Literatur

- Ament 1997: H. Ament, Aus deutschen Studienordnungen 1. Berufspraktische Elemente in den Studiengängen der Ur- bzw. Vor- und Frühgeschichte und verwandter Fächer. Zugleich ein Bericht über ein Rundgespräch unter Professorinnen und Professoren am 30. September 1996 in Leipzig. Arch. Nachrichtenbl. 2, 1997, 294-297.
- Arbeitskreis archäologische Perspektiven 1993: Arbeitskreis archäologische Perspektiven, Zu Form und Inhalt des Grundstudiums der Ur- und Frühgeschichte. Arch. Inf. 16/1, 1993, 56-57.

- Behrens 1999: H. Behrens, Grundfragen der Urgeschichtswissenschaft. Wo stehen die Archäologen am Ende des 20. Jahrhunderts? *Alteuropäische Forschungen* 3, Langenweißbach 1999.
- Bernbeck 1997: R. Bernbeck, Theorien in der Archäologie. UTB 1964, Tübingen 1997.
- Binford 1962: L. Binford, Archaeology as anthropology. *American Antiquity* 23, 1962, 217-225.
- Binford / Binford 1968: S. Binford / L. R. Binford, *New Perspectives in Archaeology*. Chicago 1968.
- Bloemers 2000: T. Bloemers, German Archaeology at risk? A neighbours critical view of tradition, structure and serendipity. In: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, ideology and society. The German experience*. Frankfurt/M. 2000, 375-397.
- Böhner 1969: Kurt Böhner, Das römisch-germanische Zentralmuseum – eine vaterländische und gelehrte Gründung des 19. Jahrhunderts. *Jahrbuch RGZM* 25, 1978, 1-48.
- Ducke 2000: B. Ducke, Predicting history – a computing approach: Putting Geographical Information Systems (GIS) to use in archaeology. Vortrag Poznań, 20.5.2000.
- Eggert 1991: M. K. H. Eggert, Die konstruierte Wirklichkeit: Bemerkungen zum Problem der archäologischen Interpretation am Beispiel der späten Hallstattzeit. *Hephaistos* 10, 1991, 5-20.
- Eggert 1994: M. K. H. Eggert, Archäologie heute: Reflexionen 1993. Festvortrag zum 85. Geburtstag von Rafael von Uslar am 15. November 1993. *Jahrbuch RGZM* 1994, 3-18.
- Eggert 2001: M. K. H. Eggert, *Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden*. UTB 2092, Tübingen 2001.
- Eggert / Veit 1998: M. K. H. Eggert / U. Veit (Hrsg.), *Theorien in der Archäologie: zur englischsprachigen Diskussion*. Tübinger Arch. Taschenbücher 1, Tübingen 1998.
- Foucault 1974: M. Foucault, *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt 1974.
- Gramsch 2000: A. Gramsch, ‚Reflexiveness‘ in archaeology, nationalism, and Europeanism. *Arch. Dialogues* 7/1, 2000, 4-19.
- Gramsch 2000 a: A. Gramsch, Vom Vergleichen in der Archäologie – Zur Einführung. In: A. Gramsch (Hrsg.), *Vergleichen als archäologische Methode. Analogien in den Archäologien*. BAR Int. Ser. 825, Oxford 2000, 3-17.
- Grundkurs Göttingen 1996: Grundkurs Göttingen, Die DGUF-Umfrage zum Ausbildungsprofil für Prähistoriker und Prähistorikerinnen. *Arch. Inf.* 19, 1996, 149-154.
- Grünert 1998: H. Grünert, Gustaf Kossinna und die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. *Mitt. Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 19, 1998, 31-38.
- Hall 1994: S. Hall, Rassismus und kulturelle Identität. In: S. Hall, *Ausgewählte Schriften* 2. Hamburg / Berlin 1994, 180-222.
- Halle / Schmidt 1999: U. Halle / M. Schmidt, „*Es handelt sich nicht um Affinitäten von Archäologen zum Nationalsozialismus – das ist der Nationalsozialismus*“. Bericht über die internationale Tagung „Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933 – 1945“, Berlin 19. – 23. November 1998. *Arch. Inf.* 22/1, 1999, 41-52
- Hansa Luftbild 1938: Hansa Luftbild G.M.B.H. Berlin. *Luftbild und Vorgeschichte. Luftbild und Luftbildmessung* 16, Berlin 1938.

- Härke 1991: H. Härke, All quiet on the Western front? Paradigms, methods and approaches in West German archaeology. In: I. Hodder (Hrsg.), *Archaeological theory in Europe, the last three decades*. London 1991, 187-222.
- Härke 2000: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, ideology and society. The German experience*. Frankfurt/M. 2000.
- Karlsson 1998: H. Karlsson, *Re-thinking Archaeology*. Gotarc Ser. B, Gothenborg Archaeological Theses 8. Göteborg University Department of Archaeology, Göteborg 1998.
- Kořakowski 1995: Ł. Kořakowski, Über kollektive Identität. In: K. Michalski (Hrsg.), *Identität und Wandel*. Stuttgart 1995, 47-60.
- Kümmel / Müller-Scheeßel / Schülke 1999: Chr. Kümmel / N. Müller-Scheeßel / A. Schülke (Hrsg.), *Archäologie als Kunst. Darstellung – Wirkung – Kommunikation*. Tübingen 1999.
- Leube im Druck: A. Leube (Hrsg.), *Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945*. Unter Mitarbeit von Morten Hegewisch. *Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2*, Heidelberg 2002 (im Druck).
- Lindenschmidt / Lindenschmidt 1848: W. Lindenschmidt / K. Lindenschmidt, *Das germanische Totdenlager bei Selzen*. Mainz 1848.
- Lüning 1997: J. Lüning, *Landschaftsarchäologie in Deutschland – ein Programm*. *Archäol. Nachrichtenbl.* 2, 1997, 277-285.
- Montelius 1885: Oscar Montelius, *Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit* (Übersetzt von Carl Appel nach der vom Verfasser umgearbeiteten 2. Auflage). Berlin 1885.
- Narr 1990: K. J. Narr, *Nach der nationalen Vorgeschichte*. In: P. Weingart / W. Prinz (Hrsg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt 1990, 279-305.
- Pape im Druck: W. Pape, *Die Entwicklung des Faches Ur- und Frühgeschichte in Deutschland bis 1945*. In: Leube im Druck.
- Plessner 1959: H. Plessner, *Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche*. Stuttgart 1959.
- Preusker 1840: K. B. Preusker, *Kleinigkeiten, 1. Abteilung. Über einige gegenseitige Verhältnisse der Germanen und Slawen*. *Neues Lausitzisches Magazin* 18, 1840, 250-261.
- Preusker 1857: K. B. Preusker, *Ueber Stadt- und Dorf-Jahrbücher, vaterländische archäologische Topographie und neueste alterthümliche Auffindungen*. *Mittheilungen des königlich sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer* 10, 1857, 17-30.
- Schade 2000: Chr. C. J. Schade, *Landschaftsarchäologie – eine inhaltliche Begriffsbestimmung*. *Studien zur Siedlungsarchäologie 2*, *Universitätsforsch. z. Prähistor. Archäologie* 60, Frankfurt/M. 2000, 135-225.
- Schauer 1999: P. Schauer, *Vor- und Frühgeschichte als universitäres Grundlagenfach*. *Arch. Korrb.* 29, 1999, 143-144.
- Schiffer 1987: M. B. Schiffer, *Formation processes of the archaeological record*. Albuquerque 1987.
- Schmidt 2000: M. Schmidt, *Fake! Haus- und Umweltkonstruktionen in archäologischen Freilichtmuseen*. In: R. Kelm (Hrsg.), *Vom Pfostenloch zum Steinzeithaus. Archäologische Forschung und Rekonstruktion jungsteinzeitlicher Haus- und Siedlungsbefunde im nord-westlichen Europa*. Heide 2000, 169-176.

- Schmidt 2001: M. Schmidt, Review of E. Hooper-Greenhill, *The Educational role of the Museum*; S. MacDonald, *The Politics of Display*; G. E. Hein, *Learning in the Museum*; T. Caulton, *Hands-on Exhibitions*, and M. A. Fopp, *Managing Museums and Galleries*. *EJA* 4/2, 2001, 273-278.
- Schmidt / Wolfram 1993: M. Schmidt / S. Wolfram, *Westdeutsche Museen – objektiv und belanglos?* In: S. Wolfram / U. Sommer (Hrsg.), *Macht der Vergangenheit – wer macht Vergangenheit*. *Archäologie und Politik. Beitr. Ur- und Frühgesch. Mitteleuropas* 3, Wilkau-Hasslau 1993, 36-43.
- Schulze 1993: G. Schulze, *Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt 1993.
- Smolla 1980: G. Smolla, *Das Kossinna-Syndrom*. *Fundber. Hessen* 19/20, 1980, 1-9.
- Sommer 1998: U. Sommer, *Synergie – Lethargie – Anarchie? Perspektiven für die Arbeit des Museumsverbundes Lüchow-Dannenberg*. *Mitteilungsbl. Museumsverband Niedersachsen-Bremen* 55, 1998, 33-40.
- Sommer 2000: U. Sommer, *Archaeology and regional identity in Saxony*. *Public Archaeology* 1/2, 2000, 125-142.
- Strobel 1999: M. Strobel, *Lebendige und völkische Vorzeit – Ein Beitrag zur Geschichte der prähistorischen Archäologie in Württemberg zwischen 1918 und 1945*. In: Chr. Kümmel / N. Müller-Scheeßel / A. Schülke (Hrsg.), *Archäologie als Kunst. Darstellung – Wirkung – Kommunikation*. Tübingen 1999, 65-117.
- Strobel im Druck: M. Strobel, *Die württembergische Forschung 1933-1945 – die Ausgrabungen des „Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte“ in der Siedlung Taubried 1 im Herbst 1937*. In: A. Leube (Hrsg.), *Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945*. Unter Mitarbeit von Morten Hegewisch. *Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte* 2, Heidelberg 2002 (im Druck).
- Thompson 1956: R. H. Thompson, *The subjective element in archaeological inference*. *Southwestern Journal of Anthrop.* 12, 1956, 327-332.
- Wolfram 2000: S. Wolfram, *Vorsprung durch Technik or ‚Kossinna-Syndrome‘? Archaeological theory and social context in post-war West Germany*. In: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, ideology and society. The German experience*. Frankfurt/M. 2000, 180-201.
- Wotzka 1993: H. P. Wotzka, *Zum traditionellen Kulturbegriff in der prähistorischen Archäologie*. *Paideuma* 39, 1993, 25-44.
- Wodak 1998: R. Wodak, *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt/M. 1998.